

Vorwort

Die Machtstrukturen einer Gesellschaft zeigen sich besonders deutlich an jenem Punkt, an dem sie sich durch die Ingangsetzung verschiedener Technologien in die Lage versetzen, diejenigen hinter die anvisierten Projekte zu spannen, von denen gemeinhin alternative Ansätze erwartet werden würden. Zwei typische thematische Felder, die Spielraum für derartige Praktiken bieten, sind Entwicklung und Frieden, insbesondere in Gestalt einer *zivilen* Intervention in den Peripherien, also in ihrer nach außen gerichteten Wirksamkeit.

Ich vermute, dass in diesem Feld vielleicht noch mehr über unsere Gesellschaft und ihr Selbstverständnis zu erfahren ist als bei der Untersuchung domestischer Problematiken. Schließlich wirkt, auch wenn ich damit das Risiko eingehe, zynisch zu klingen, die zivile Intervention im politischen Sinne vielleicht noch radikaler als die militärische. Militärische Interventionen lassen klare Grenzen bestehen, ermöglichen klare Identifikationen, produzieren ein handfestes Innen und Außen, Feinde und Freunde. Davon sind auch bemüht neutralistische »Humanitäre Interventionen« in keiner Weise ausgenommen. Zivile Interventionen dagegen arbeiten genau in die Grenzbereiche dieser Identifikationen hinein, und führen dadurch, zumindest mittel- und langfristig, ebenso zu einschneidenden Konsequenzen.

Diese Konsequenzen haben nicht zwangsläufig mit den Intentionen zu tun, mit denen sie ursprünglich gesetzt wurden. James Ferguson (1994: 19f.) hat die Funktionalität von Entwicklungsprojekten gerade auch in ihrem Scheitern mit Foucaults Idee des trotz ihrem Versagen feststellbaren »Erfolgs« von Gefängnissen (vgl. Foucault 1994) verglichen. Obwohl die Institution Gefängnis bei den eigentlich intendierten Zielsetzungen Prävention oder Korrektur wenig ausrichten konnte, war sie dennoch bei der Produktion eines zur Aufrechterhaltung disziplinier-

ter Herrschaft überaus hilfreichen Mechanismus erfolgreich: der Delinquenz. Einen ähnlichen Prozess ortet Ferguson bei Entwicklungspolitik.

Es ist gerade dieser Prozess, der für mich die Faszination des Themas der Überschneidung von Entwicklungs- und Sicherheitspolitik ausmacht. Wahrscheinlich kann es am besten in der Frage nach dem »Warum« zusammengefasst werden, dem »Warum«, das hinter der »*responsibility to protect*«, dem »*enlightened self-interest*« oder angeblich naheliegenden geopolitischen Erwägungen liegt, alles Erklärungsmuster, die mehr verschleiern, als sie zu erhellen in der Lage sind. Zivile Intervention, speziell in der in jüngster Zeit in Mode gekommenen aktiven Überschneidung mit Sicherheitspolitik im engeren Sinne, ist, so meine Annahme, eines der ergiebigsten Felder, um sich mit diesem Problem auseinander zu setzen.

Die Fragestellung einer Studie so zu legen bietet neben dem individuellen Erkenntnisgewinn zudem selbst die Möglichkeit zu einer politischen Intervention, wenngleich sie auch minimal bemessen sein mag.¹ Sie zielt auf die produktive Störung eines speziell im entwicklungspolitischen Bereich festgefahrenen Forschungsbetriebs, der sich nach dem Ende der großen Debatten der 1970er bis auf einige Außenseiter/innen vollständig auf policy-nahe Felder zurückgezogen hat. Michel Foucault hat diese für mich wesentliche Intention in etwas bombastischen (und für meinen Zweck in jedem Fall hoch gegriffenen) Worten als »Humor des Verrats« zusammengefasst:

»Oder etwas Gewaltiges erzählen, wie man die Bude in die Luft jagen könnte, aber ohne gewaltsamen Sturmangriff, sondern indem man im Gegenteil eine vertraute Haltung einnimmt, indem man sich den Anschein gibt, das Haus unbesorgt zu bewohnen, das man untergräbt, und die Sprache zu verwenden, die man dort üblicherweise spricht. Humor des Verrats« (Foucault 2002a: 520).

Ein solcher »Humor des Verrats« darf nicht mit Arroganz verwechselt werden. Schließlich beruht er entscheidend darauf, dass das Gegenüber, das Forschungsobjekt und die beforschten Subjekte, in ihren Handlungen und Intentionen ernst genommen werden. Zugleich setzt er aber voraus, die übliche Falle der Technokratie – die Suche nach Verbesserungen, im entwicklungspolitischen Jargon die berühmten »*lessons learned*« – zu vermeiden. Und zwar zugunsten von Annahmen und Erkenntnissen, die im Rahmen der institutionellen Beschränkungen nicht zu formulieren wären – eben »*die Bude in die Luft jagen*«.

1 »Wissenschaft als kulturelle Tätigkeit ist zugleich Interaktion und Intervention. Wenn Wissenschaft als kulturelle Praxis verstanden wird, dann gibt es kein bloßes Entdecken«, meint Mona Singer (2005: 20).

An dieser Stelle kommt zumeist ein klassischer, oftmals erhobener Vorwurf. Wie leicht sei es, etwas grundsätzlich zu verdammen, viel schwerer – und natürlich auch wichtiger – sei es hingegen, Kritik produktiv zu formulieren. Im besten Fall wäre eine solche Kritik gleich mit unmittelbaren Policy-Implikationen versehen. Das Zauberwort lautet Anwendbarkeit.

Ich empfinde diesen Vorhalt als richtig und falsch zugleich. Richtig ist er, weil sich viele der so genannten Fundamentalkritiken in einfach gestrickten Mustern von Stehsätzen erschöpfen und eine Konfrontation mit der Empirie vermeiden. Seine Grenze erreicht der Vorhalt aber spätestens dann, wenn die Konfrontation mit der Empirie nicht vermieden, sondern gesucht wird. In diesem Fall kommt sofort der Praxisdruck zum Tragen, der versucht, jede/n, der/die sich mit der Materie beschäftigt, in die Pflicht zu nehmen, immer auf der Suche nach dem unmittelbaren Verwertungszusammenhang. Und mit diesem Mechanismus zielen die Praktiker/innen nicht mehr auf die Schwäche, die sich aus der Diskrepanz zwischen leichter Kritik und unverhältnismäßig schwierigerer Formulierung von Konsequenzen aus dieser ergibt. Vielmehr zeigt sich dann die generelle Unwilligkeit der Auseinandersetzung mit den Störgeräuschen, die die als gegenüber solchen Störungen immun konstruierten bequemen Nischen beeinträchtigen, vielleicht sogar gefährden könnten.

Ich hoffe, es gelingt mir, sichtbar zu machen, dass der vertiefte und konkrete Umgang mit Empirie für mich der Schlüssel kritischer Wissenschaft ist. Ein solches Verständnis ist untrennbar verknüpft mit analytischer Bescheidenheit, die aus der Einsicht in die Beschränktheit der eigenen Sicht resultiert. Mir ist natürlich klar, dass mit wenig intellektuellem Aufwand aus jedem beliebigen Detail eine große Geschichte konstruiert werden kann, die dann mühelos für sich in Anspruch nimmt, auf empirischen Realitäten zu fundieren. Mit einem Verständnis von Kritik und damit auch von Wissenschaft, das nicht nur die Infragestellung der zu erforschenden Realität, sondern zuallererst die Infragestellung des erkennenden Subjekts selbst umfasst, hat dies jedoch wenig zu tun.

Natürlich wäre diese Arbeit und der ihr vorangegangene langwierige Arbeitsprozess nicht möglich und in jedem Fall bei weitem nicht so produktiv gewesen, wie ich ihn empfunden habe, ohne eine Fülle von Menschen und Institutionen, die mich dabei unterstützt haben. Einige von ihnen möchte ich an dieser Stelle erwähnen, um mich in aller Form bei ihnen zu bedanken. Allen voran steht Wolfgang Dietrich, der mich über eine Gesamtzeit von fast acht Jahren in den fortgeschrittenen Phasen meiner akademischen Ausbildung begleitet hat. Sein Einfluss ist ohne

Zweifel spürbar, und ohne seine Unterstützung und sein Beispiel hätte diese Arbeit so nicht stattgefunden.

Gelesen und kommentiert wurde die Arbeit von Stefan Khittel, Thomas König, Eva Kreisky, Katharina Salas Torrero und Walter Trunk. Ihnen gebührt das Verdienst, den Text sowohl wissenschaftlich als auch sprachlich auf ein Niveau gebracht zu haben, zu dem ich allein nicht fähig gewesen wäre. Trotzdem tragen sie weder für eventuelle sprachliche Behäbigkeiten noch für die Fehler und Nachlässigkeiten des Textes Verantwortung. Diese sind allein mir zuzuschreiben.

Mona Singer, Baruch Wolski, Stefan Hinsch, Jelena Tošić, Helmut Lukas, Gudrun Kramer und Wilfried Graf waren Diskussionspartner/innen, die in unterschiedlicher Weise dazu beigetragen haben, meine Ideen auszurichten und zu schärfen. Sumane Liyanage, Nick Lewer, Koenraad Denayer und Norbert Ropers haben entscheidend dazu beigetragen, dass mein viermonatiger Aufenthalt in Sri Lanka zu einer für mich fruchtbaren Zeit werden konnte, die zur Entwicklung meiner Thesen wesentlich beigetragen hat.

Institutionell sei dem *Jubiläumsfonds der Österreichischen Nationalbank* gedankt, der jene Forschungsprojekte finanziert hat, die mir im Rahmen meiner Mitarbeit die mehr als dreijährige vollständige Konzentration auf die untersuchte Materie ermöglichten. Vor allem möchte ich aber das *Österreichische Institut für Internationale Politik (oiip)*, besonders dessen Direktor Otmar Höll und Heinz Gärtner, sowie die *Kommission für Sozialanthropologie* an der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* hervorheben, die mich während des Arbeitsprozesses in verschiedenster Weise unterstützt haben.

Letztendlich möchte ich mich ausdrücklich auch bei all jenen bedanken, die sich mir zu Gesprächen und Interviews zur Verfügung stellten. Sie werden in überwiegender Zahl von meinen hier präsentierten Ausführungen alles andere als begeistert sein. Ich hoffe dennoch, dass sie – im Sinne des immer positiven Einflusses auch externer fundamentaler Kritik – in der einen oder anderen Form von meiner Arbeit profitieren können.